

Sidbe Semporé

## Afrikanische Volksreligion. Ein typischer Fall: Bénin

«Auch wenn es unseren Theologieprofessoren, Klerikern wie Laien, nicht gefällt, so sagen wir es doch: Der Volksglaube ist zum Verständnis einer Religion viel wichtiger als die verfeinerten, abstrakten Formen.»

(C. Hainchelin, *Die Ursprünge der Religion*)

Schwarzafrika ist für das Leben und Blühen der Volksfrömmigkeit ein ganz besonders geeigneter Boden. Die ausländischen Religionen, in erster Linie der Islam und das Christentum, müssen wohl oder übel dieser unausweichlichen Wirklichkeit Rechnung tragen. Sie durchwaltet Glaubensbekenntnisse und Glaubensleben und macht sie sozusagen tropenfest. In dieser Hinsicht ist der Fall des ehemaligen Dahomey, heute Bénin, überaus aufschlußreich.

Bénin ist ein kleiner Staat von etwas weniger als vier Millionen Einwohnern und liegt an der Südwestküste Afrikas. Berühmt, wenn nicht berüchtigt, ist das Land durch seine Stadt Ouidah, jahrhundertlang ein Mittelpunkt des Sklavenhandels, berühmt auch durch Abomey, die frühere Hauptstadt eines Königreiches und Ende des 19. Jahrhunderts Symbol des harten Widerstands gegen die französische Besatzung; Bénin ist aber auch bekannt wegen seiner religiösen Traditionen. Der Wodu Haitis und die «Candomblés» Brasiliens<sup>1</sup> stammen aus diesem Land. Die von 1861 an durch die katholischen Missionare unternommene und im beginnenden 20. Jahrhundert durch protestantische Prediger weitergeführte Christianisierung des Landes beschränkte sich zunächst auf die südlichen Gebiete mit den Stützpunkten Porto-Novo, Cotonou, Ouidah und Allada. Das erklärt auch, warum heute mehr als 90 % der 600.000 Katholiken im südlichen Drittel des Landes wohnen. Die beherrschenden Sprachen und Traditionen dieser katholischen Bevölkerung sind das Fon und das Yoruba.

Wir beschränken uns auf die Untersuchung des Christentums im Bereich des Fon und des Yoruba in Süd-Bénin. Wir sind gezwungen festzustellen, daß dieses Christentum unter dem inneren Drang einer Frömmigkeit, die uns durch eine lebendiger als je zuvor wirkende Überlieferung vererbt wurde, in alle Richtungen auseinander treibt: Auf der einen Seite ein *übernommenes* Christentum mit seinen Dogmen, seiner Moral und seinem Kult, getragen und verbürgt durch die Hierarchie und deren Hilfstruppen; auf der anderen Seite ein *gelebtes* Christentum, von der Masse der Bevölkerung erfaßt und gemäß der in den Traditionen und alteingesessenen Gebräuchen bereits bestehenden und damit bestimmenden Gesinnung und Gefühlswelt angeeignet. Wir wollen diesen Vorgang der Aneignung lediglich in jenen Bereichen sichtbar machen, in denen es um die Grundlagen des Glaubens geht, also in der Vorstellung, die sich der Christ Bénins von *Gott*, von seiner Beziehung zu *Jesus Christus* und vom *Menschen und dessen Bestimmung* macht.

### 1. Gott – christlich oder einfachhin?

Man kann sich fragen, was dem Christen Bénins eigentlich vorschwebt, wenn er Gott mit den Worten Mawu, Sè oder Olorun benennt. Die mühsam erlernten Katechismuswahrheiten sind ihm dabei sicher gegenwärtig. Aber *sein* Gott ist anscheinend eher eine Art Mischung des Gottes der Bibel und der Missionare mit dem Gott seiner Ahnen. Der Christ Bénins betrachtet unsere Weise, das Geheimnis des Seins-jenseits-aller-Einsicht zu «durchforschen», als taktlos, ja sogar als schamlos; er begnügt sich mit der Aussage, daß *Er ist*, das heißt, daß Er das Leben ist, daß Er *schafft*, das heißt, daß Er ins Dasein bringt, daß Er *herrscht*, das heißt, daß Er die Güter austeilte. Die dogmatischen Aussagen der offiziellen Religion hinsichtlich Einzigkeit, Unveränderlichkeit und Vaterschaft Gottes werden durch den Volksglauben und seine Praxis in ihrem Wesen selbst nuanciert und neu interpretiert.

Gewiß, man bekennt «einen einzigen Gott». Aber es handelt sich hier nicht um eine Einzigkeit durch Ausschluß, wie es die Theologie lehrt, sondern um eine *Einzigkeit durch Einschluß*, die sich also einer Pluralität der Existenz in Gott öffnet. Die volkstümliche christliche Mentalität in Bénin fühlt sich ganz spontan dem christli-

2. *Jesus Christus Schutzheld*

chen Dreifaltigkeitsdogma verbunden, neuinterpretiert als Bejahung einer pluralistischen Gottheit, ohne daß damit notwendig zum Fon- oder Yoruba-Pantheon der Ahnen, das dem Großen Wesen als unentbehrlicher Hofstaat diene, zurückgekehrt wird. Für den gewöhnlichen Christen sind es drei Götter, die in Wirklichkeit nur einer sind. Eine kleine Umfrage bei den Jugendlichen über ihre Vorstellung von Gott und der Dreifaltigkeit macht deutlich, daß sie in aller Ruhe einer ganz offensichtlich assozianistischen und subordinatianistischen Gottesvorstellung huldigen.

Der ewige Gott nun interessiert nur insofern, als er gerade nicht als solcher erfaßt wird von einer Mentalität, die ihn vielmehr gern tief in die Zeitlichkeit hereinholt. Gott ist zwar vor allem, aber deswegen nicht außerhalb der Zeit, und seine *Ewigkeit* ist nur eine inkommensurable *Vorgängigkeit in der Zeit*. Das Bild vom alterslosen Alten entspricht diesem «zeitlichen» Gott vollkommen. Andererseits versteht man ihn auch nicht als *unwandelbar*, denn die Unwandelbarkeit kann keineswegs den Lebendigen charakterisieren; für diese Volksmentalität bedeutet der Ausspruch «*vita est in motu*» eine evidente Sache. Wie jedes lebende Wesen ändert sich und reagiert Gott entsprechend den Zeiten und Umständen. Die Unveränderlichkeit kennzeichnet lediglich die Gebräuche und Gesetze der menschlichen Gesellschaft.

Schließlich wird Gott als *Vater* erkannt und angerufen. Nicht so sehr als einer, der mit dem Menschen Bande intimer Gemeinschaft knüpft, sondern als einer, der die Existenz begründet und im Dasein erhält. In der Fon-Sprache zum Beispiel bedeutet das Wort *Tɔ'* «Vater» (oder Erzeuger) und «Eigentümer» (oder Herr) zugleich. Der Vater ist der *pater familias*, das Haupt der Familie; er gründet das Heim und garantiert die Fortdauer der Geschlechterfolge, der Nachkommenschaft des Stammes. Das Kind bejaht die Vaterschaft seines Vaters dadurch, daß es ihm gegenüber in Ehrfurcht, Dankbarkeit und Unterwerfung Abstand hält – lauter Haltungen, die der Christ so ganz natürlich vor Gott, dem Vater und Herrn, einnimmt. Der Gott des christlichen Glaubensbekenntnisses, der «allmächtige Vater», kommt der Zustimmung des béninischen Christen auf halbem Wege entgegen, da dieser ihn eher als Quelle und Herrn des Lebens verehrt denn als Partner inniger und vertrauter Beziehungen.

Innerste Mitte des christlichen Glaubens ist Jesus Christus. Das Volk der Gläubigen in Bénin sieht in ihm einen Schutzhelden, eine Art Titan, Freund und Beistand der Menschen. Jesus, Sohn Gottes zu seiner Seligkeit und Sohn Adams zu seinem Schmerz, bleibt in der volkstümlichen béninischen Vorstellung und Frömmigkeit gleichsam der Prometheus, der das Menschenleben erleichtern und dessen Dasein verbessern wollte und deshalb durch die in der Welt wirkenden Mächte des Bösen gefoltert und ausgeschaltet wurde. Im Grunde redet seine Niederlage lauter als sein Sieg.

Von seiner irdischen Tätigkeit behält man mehr die «Arbeit» des Wundertäters im Auge als die darauf fußende und sie ausfaltende Unterweisung des Evangeliums. Für Christen, die ständig Problemen wie Krankheit, Hungersnot und Zauberei ausgesetzt sind, genügen die Wunder der Heilung, Vermehrung (Brot und Wein) und Dämonenaustreibung, um Jesu Persönlichkeit eindrucksvoll zu verkünden und seine Sendung zu verdeutlichen. Dieser Jesus zieht an und hält fest; ihn ruft man an, ihn erwartet man in dieser Weltzeit.

Aber eben auch der andere ist gegenwärtig, der gedemütigte Jesus, der Gefolterte. Er ist das Opfer der Bosheit der Menschen und der dunklen Mächte in einem und bündelt auf ganz hervorragende Weise das Zutrauen und die Frömmigkeit des Volkes auf sich. Es vollzieht sich nämlich im Herzen der Christen so etwas wie eine verborgene Lebensgemeinschaft mit diesem Menschen auf Golgotha und ihrer eigenen gegenwärtigen Existenz, geschunden, wie sie sind, allzu oft den Mächtigen hilflos ausgeliefert. Der Auferstandene mobilisiert sehr viel weniger als der Gekreuzigte; Karfreitag und Kreuzweg finden in Bénin großen Widerhall unter der christlichen Bevölkerung, was im Blick auf die offizielle Liturgie eine klare Akzentverschiebung bedeutet. Der Mann der Schmerzen fasziniert durch seine Wunder, seine Dornenkrone und sein Blut; sein Zusammenbrechen, verlassen, zermalmt, sein Kreuz und vor allem seine geschmähte Unschuld und seine verachtete Ergebung in den Willen Gottes beeindrucken tief. Die Christen Bénins gehen zwar nicht so weit wie einst die Schwarzen in Peru, die den Verräter Judas in einer Nachbildung öffentlich verbrannten, empören sich aber doch heftig, ja manchmal

zu heftig über die Rolle, die dieser Mann beim tragischen Ende des Meisters gespielt hat, freilich auch über die Haltung dessen, der sich gegen Jesu Tränen und Flehen taub stellte und den Dingen ihren Lauf ließ. Für eine solche Gesinnung bedeutet die Auferweckung im besten Fall ein viel zu spätes Eingreifen. Durch Judas und den Vater ausgeliefert, wußte Jesus im voraus sein Schicksal besiegelt und seine Sache erhört.

Im christlichen Alltag ist die Beziehung zu Jesus vor allem affektiver und kultischer, keineswegs begrifflicher Natur. Die «christlichen» Andachten, die da und dort in Cotonou, Porto-Novo und anderswo blühen und sich an das Prager Jesuskind, an das Heilige Antlitz, an das Herz Jesu usw. wenden, entsprechen eher dem starken Verlangen nach Zusammenschluß als einem entschlossenen Willen, andere für das eigene Glaubensbekenntnis zu gewinnen. Die Eucharistie ihrerseits gilt als Brot vom Himmel und wird als ein geheimnisvolles Heilmittel gegen die Übel des Daseins empfangen. Die heilige Scheu, die sie einflößt und die zum Teil die Tatsache verständlich macht, daß in Bénin die Handkommunion ausdrücklich untersagt ist, hat ihren Grund in den verborgenen Kräften, mit denen man die geweihte Substanz erfüllt glaubt. Die Kommunion des eucharistischen Brotes ist wesentlich eine Teilnahme an diesen geheimnisvollen Kräften, viel mehr denn als eine Neuaktualisierung des Ostergeheimnisses oder eine mystische Vereinigung mit Christus und seinem Leib. Der Priester, durch den sich diese geheimnisvolle Verwandlung der Elemente in Medikamente vollzieht, gilt in Bénin als mit furchterregenden Mächten und Kräften ausgestatteter Mensch.

Halb Gott und halb Mensch - für die große Masse der Christen Bénins bleibt Jesus ein Schutzheld, ein «Wodu», einzigartig in seinem Wesen und erhaben in seiner Wirksamkeit<sup>2</sup>.

### 3. Der Mensch und seine Bestimmung

Die spontane, beständige Reaktion des béninischen Christen dem menschlichen Geschick gegenüber widerspricht dem christlichen Postulat von einem gottgewollten Glück für alle. Zwar bejaht der Christ in Bénin theoretisch den neutestamentlichen Grundsatz vom universalen Heil; er bleibt aber zutiefst davon überzeugt, daß jeder Mensch seinen Stern und Lebenslauf vom Schöpfer schon vor der Geburt zugewiesen bekam. Die Frage nach der Vorherbestimmung wird damit

unausweichlich. Sie taucht in Gesprächen und Gebetsgemeinschaften regelmäßig auf und wird summarisch mit der ruhigen oder auch ängstlichen Unterwerfung unter den «Willen Gottes» beantwortet. Der Christ in Bénin fühlt sich ganz natürlich dem semitischen Denken verbunden und bejaht bereitwillig den Anspruch des Ben Sira: «Gutes und Böses, Leben und Tod, Armut und Reichtum kommen vom Herrn» (Sir 11,14). Das Schicksal des Menschen und seine Freiheit sind offenbar schrecklich stark bestimmt durch ein Gefüge übermenschlicher Kräfte und Einflüsse, die den Verlauf seines Lebens ausrichten und verwalten.

Allerdings lebt der Christ seine Ergebenheit auf aktive Weise. Er setzt eine gewisse Anzahl von Hebeln in Bewegung, um sein Lebensgeschick oder den Herrn der Geschicke selbst zu seinen Gunsten zu beeinflussen.

a. Zunächst versucht er mit allen Mitteln, den Schleier des Schicksals zu heben und jene Elemente kennenzulernen, die seinem Lebensweg vorstehen. Er nimmt seine Zuflucht zur *Befragung*. Sie ist in den altüberlieferten Gewohnheiten des Volkes tief verankert und dauert jetzt auf christlicher Ebene weiter an, ja, sie entwickelt sich sogar. Hier liegt ein Phänomen vor, das in einer schicksalhaften<sup>3</sup> Gesinnung wurzelt, wie ich es nennen möchte: Man muß für alles um Rat fragen, für das Gebären ebenso wie für das Leben, für das Gesunden und auch für das Sterben. Dem Fall entsprechend wendet sich der béninische Christ zur «Befragung» an folgende Instanzen: Anfragen und Ängste werden trotz ausdrücklichen Verbots von seiten der Hierarchie dem *traditionellen Wahrsager* anvertraut. Andere wenden sich lieber an die *Seher und Seherinnen* der wohlbekannten béninischen «Kirche des himmlischen Christentums»; sie berufen sich auf das Gebet im Heiligen Geist, um die Geheimnisse des Daseins zu entschlüsseln<sup>4</sup>. Wieder andere gehen auf die Suche nach einem *Seher* oder einem *Boten* innerhalb der katholischen Kirche selber. Hier drei Beispiele:

In Cotonou pilgern seit mehreren Jahren Tausende von Christen zur Wohnung einer alten Christin, um bei ihr «das Heilige Antlitz» zu befragen und zu ihm zu beten; die Alte steht den Fragern Rede und Antwort.

In Porto-Novo versorgte in den letzten Jahren ein Mädchen die Zeitungsspalten mit Lesestoff; ihre Gesichte und ihre blutenden Wundmale zogen gewaltige Mengen an.

Wiederum in Cotonou hat sich seit 1984 mit dem Segen der Hierarchie um eine «Botin» ein Padre-Pio-Kult entwickelt; dabei kommt das Bedürfnis nach «Befragung», nach Ordnung des Lebens im Sinne der Offenbarungen, der Orakelsprüche und der durch die Stimme des Volkes bestätigten Seherbotschaften unübersehbar zum Ausdruck.

b. Ebenso versucht das volkstümliche Christentum, dem «Schraubstock» des Schicksals durch eine «Panzerung» zu widerstehen, das heißt durch die Zuflucht zu *geheiligten Schutzmitteln* gegen Hexerei und andere schädliche Einflüsse. Auch hier wird sich der Christ, und sei es auch mit schlechtem Gewissen, der ganzen Wehr an Amuletten und anderen von den Vorfahren überkommenen Fetischen bedienen, oder aber er gibt sich damit zufrieden, die christlichen «Fetische» zu tragen und zu benutzen, jene nämlich, die für ihre Wirksamkeit bekannt sind wie Weihwasser, geweihte Asche und Palmzweige, wundertätige Medaillen, Agnus Dei, Bilder, Kreuzfixe, Rosenkränze, Reliquien usw.

In einer Umwelt, in welcher der Glaube an die Zauberer und ihre gefürchteten unheilvollen Beschwörungen allgemein verbreitet ist, braucht man sich nicht zu wundern, wenn bei den Christen ein derart starkes Bedürfnis nach Sicherung herrscht und ein solches Schwärmen für die fühlbaren Schutzgegenstände; ohne sie würden sich diese Gläubigen wehrlos und verwundbar fühlen.

c. Dem Christen stehen neben den Schutzmitteln, die ihn wie ein Panzer gegen die Schädlichkeit und Bosheit der Umwelt schützen, auch *Druckmittel* zur Verfügung. Er verwendete sie *opportune importune*, um Gunst zu ergattern, Unterstützung zu erzwingen oder eine Situation zu wenden. Vor allem das Gebet gilt als so ein Druckmittel auf Gott und die Heiligen. Daher die hemmungslose Suche nach «unfehlbaren», «wundertätigen» und «starken» Gebeten, unter denen die Psalmen den ersten Rang einnehmen. Sie waren früher den Priestern in ihren Brevieren vorbehalten; aus diesem Grund gelten sie als mit geradezu magischer Kraft und Wirksamkeit geladen. Tagtäglich kommen Leute zu uns und bitten um den «Schlüssel für die Psalmen»; sie wollen sie für sich selbst oder gegen ihre Feinde benutzen lernen. Auch solche Gebete oder Gebetsketten werden verlangt, deren geregeltes Abbeten wunderbare Wirkungen hervorbringen soll. In Cotonou, Porto-Novo und anderswo kreisen

«wirksame» Gebete des hl. Karl des Großen, der hl. Birgitta, des hl. Judas Thaddäus, des hl. Antonius, der hl. Martha, des Abbé Julio und anderer. Besonders gefürchtet unter diesen Gebeten sind die erwähnten Gebetsketten mit ihren Strafandrohungen. Sie werden prompt rezitiert, vervielfältigt und unter Furcht und Zittern in alle Winde weiterverbreitet. Bußübungen oder andere asketische Praktiken wie Fasten, Kreuzweg, Novenen, Wallfahrten usw. haben in den meisten Fällen den Zweck, das Herz Gottes zu «erweichen» oder gar – gleich dem zudringlichen Freund von Lk 11,5 ff – zu zwingen.

d. Das Gefühl schließlich, der Mensch könne sein Geschick am besten nur im Schoß einer tragenden und stärkenden Gruppe verwirklichen, bewegt den Christen zum Eintritt in einen oder mehrere *Verbände*. So wie der Mensch in der traditionellen Volksgemeinschaft nur durch seine Zugehörigkeit zur sozialen Gruppe wahrhaft lebt, so sucht auch der Christ im Schoß von Vereinigungen, in denen er sich daheimfühlt, Hilfe, Schutz und Anerkennung.

Die Pfarrgemeinde als solche ist viel zu weiträumig und zu anonym, um diesem Verlangen nach Lebensgemeinschaft und gegenseitiger Hilfe, das den Christen beseelt, gerecht zu werden. Daher nehmen die Bruderschaften so stark zu; ihre Zahl kann im Rahmen einer einzigen Pfarrei über vierzig hinausgehen. Diese Bruderschaften tragen folgenden Namen: Unsere Liebe Frau vom Heiligsten Herzen, Unsere Liebe Frau von Monligeon, Prager Jesuskind, Miliz Jesu Christi, Padre Pio, Tarzisius, Charles de Foucauld, Emmanuel usw. Nach dem Grundsatz: zwei Sicherungen sind besser als eine, treten viele Christen mehreren Vereinigungen bei, ganz gleich, ob sie nun ausdrücklich als katholisch anerkannt sind oder als Geheimbünde gelten wie Rosenkreuzer, Eckhankar, Mahikari, oder ob sie schließlich ganz einfach heidnisch sind wie Gouro oder Mamy Wata. Auf jeden Fall zeigt das béninische wie überhaupt das afrikanische, genauer gesagt: das schwarzafrikanische Christentum die Tendenz, ein solches der *Bruderschaften* im mittelalterlichen oder islamischen Sinn des Wortes zu werden.

#### *Gott kennt die Seinen*

Ich bin versucht, am Schluß dieses kurzen Überblicks über einige Aspekte der Volksreligion in Bénin mein Beobachtungsfeld noch etwas auszu-

dehnen und deutlich zu sagen: Die Seelenhirten und die Theologen reden am gelebten Glauben, so wie er sich in der breiten Masse der Gläubigen ausdrückt, oft vorbei. Sadolet hat recht, wenn er Erasmus warnt: «Es ist sicher viel richtiger, alle seine Betrachtung auf Christus zu lenken. Doch die Volkskulte sind unserem Glauben nicht fremd, indes nicht jedermann sich leicht in die Höhen christozentrischer Meditation erheben kann.» Die Väter der letzten römischen Synode (Nov./Dez. 1985) sagen nichts anderes, wenn sie erklären: «Die Volksandachten sind, richtig verstanden und einwandfrei praktiziert, sehr nützlich, um die Heiligkeit des Volkes zu nähren. Sie verdienen daher die größte Aufmerksamkeit von seiten der Seelenhirten» (Offizieller Bericht II A 4).

Wir sind aufgerufen, die Volksreligion ernstzunehmen. Das ist zuallererst ein Ansporn, sie nicht nur in ihren Erscheinungen und Früchten kennenzulernen, sondern vor allem in ihren Beweggründen und Wurzeln. Zu häufig jedoch begnügt man sich mit einem flüchtigen Blick, der bestätigt oder verurteilt, und dies aufgrund vorgefaßter Kriterien oder Muster.

In Afrika hat die Stunde der Afrikanisierung geschlagen. Diese Inkulturation gilt als eine *de facto* den Fachleuten in Theologie und Pastoral vorbehaltene Aufgabe. Durch Punktur, Injektion, Ablation oder Transplantation von manchmal recht eilfertig abgestimmten Kulturelementen wird ein Ergebnis erreicht, das über die Stufe einer oberflächlichen Angleichung kaum hinauskommt, weit davon entfernt, die Tiefenschichten des Seins zu berühren. Man weigert sich zu sehen, daß die Afrikanisierung des Christentums *bereits* (zum Teil) *verwirklicht* ist und daß der noch unterentwickelte Glaube der einfachen Leute auf dem Niveau der Grundschichten des

Daseins, dort also, wo die menschliche Existenz im Zusammenwirken aller ihrer Hoffnungs- und Furchtstrebungen ihr Leben eint, ein tief afrikanisches und dem Evangelium zugewandtes Christentum hervorgebracht hat. Ob man sich dessen schämt oder freut, jedenfalls inkarniert dieses Christentum der Massen eine echt afrikanische Antwort auf das Evangelium, wie es im kulturellen und religiösen Umfeld von gestern und heute verstanden und gelebt wird. Man soll sich nicht hochnäsiger verwundern angesichts der Schwächen und Begrenztheiten eines solchen Christentums, wie es einst der Missionar den indianischen Aymaras gegenüber tat: «Man glaubte, sie seien Christen!»<sup>5</sup> Es genügt aber auch nicht zu sagen, die Christen Bénins oder Afrikas im ganzen seien eben halt Christen wie alle anderen. Man muß sich über eines klar werden: Die Afrikanisierung oder Inkulturation geschieht nicht zuerst von oben herunter nach vorfabrizierten Plänen, sondern vielmehr von unten herauf, vom Leben der Basis her. Es ist wahr, dieses Volkschristentum ist Sache der Kleinen und «Unmündigen» (Mt 11,25); es betrifft «dieses Volk, das vom Gesetz nichts versteht» (Joh 7,49). Und als solches ist es im Kontakt mit dem Evangelium zu einer ständigen Bekehrung und Reinigung aufgerufen. Seine Praktiken und sein Glaube sind ganz gewiß nicht frei von Schlacken und Verirrungen. Man würde aber viel dabei gewinnen, setzte man sich zu diesem mehrheitlichen Christentum hin auf den Boden, anstatt es von der eigenen eingebildeten Höhe herab als Populärreligion oder traurige Verirrung in Bausch und Bogen abzutun. Ja, man würde die Eigenart dieses afrikanischen Christentums entdecken und sich überzeugen können, daß sogar hier Gott die Seinen zu erkennen weiß.

<sup>1</sup> Der Wodu auf Haiti ist der synkretistische Ausläufer des Wodukults im ehemaligen Dahomey auf christlicher Ebene. Die «Candomblés» Brasiliens, vor allem die in Bahia, entstammen der Verschmelzung mehrerer afrikanischer Kulte, besonders jener des Yoruba und des Fon in Nigeria und dem ehemaligen Dahomey.

<sup>2</sup> Die «Wodu» sind bei den Fon wohlthätige Schutzgötter.

<sup>3</sup> Ich vollziehe hier eine Annäherung des *fatum* der alten Römer und Griechen an das «Fa» der Fon, Instanz und Instrument für die Wahrsagung. Man konsultiert das «Fa», und der Wahrsager wirft das «Fa», um das Unsichtbare zu

lesen oder die Ereignisse zu interpretieren. Das «Fa» (bei den Yoruba «Ifa») befragen bedeutet gewissermaßen den Versuch, sich den Zwängen des *fatum* anzupassen oder umgekehrt sich ihnen zu entziehen.

<sup>4</sup> Betreffs des Stellenwertes der «Befragung» und der Rolle der Seher und Seherinnen in der «Kirche des Himmlischen Christentums» erlaube ich mir auf meinen Beitrag über die afro-christlichen Kirchen hinzuweisen in: *Lumière et Vie*, 159, 43-59.

<sup>5</sup> Titel des bekannten Buches von P.J.E. Monast.

Aus dem Französischen übersetzt von Arthur Himmelsbach

## SIDBE SEMPORÉ

1938 in Ouagadougou, Burkina-Faso, geboren. Mitglied des Dominikanerordens. Theologische und bibelwissenschaftliche Studien in Frankreich, Österreich, Israel und der

Schweiz. Diplom der École Biblique in Jerusalem. Theologische und bibelwissenschaftliche Lehr- und Forschungstätigkeit in Bénin, Nigeria und Elfenbeinküste. Veröffentlichungen: Artikel und Studien über das Ordensleben und die christlichen Kirchen in Afrika und andere Themen. Anschrift: B.P. 2008, Cotonou, Bénin.

Rosemary Radford Ruether

## Frauenkirche

Neuentstehende feministische  
liturgische Gemeinschaften

In einem feministischen Kontext von Volksreligion zu sprechen, mag vielen erstaunlich erscheinen. Volksreligion stellt man sich gewöhnlich so vor, daß sie aus bäuerlichen Völkern hervorgeht und häufig einen Synkretismus von Christentum und vorchristlichen Überresten darstellt. Man denkt sie sich als einen spontanen Ausdruck von weniger gebildeten Gruppen in der Gesellschaft, die ihre eigene Verschmelzung von offiziellem Christentum und altertümlichen Kultpraktiken, die die allgemeinen Bedürfnisse des täglichen Lebens befriedigen, schaffen. Dies stimmt nicht überein mit dem Modell der feministischen volksliturgischen Gemeinschaften, die Teil einer bewußten Bewegung sind, welche aus theologischer und historischer Kritik am patriarchalischen Einfluß auf christliche Theologie und kirchliches Amt entspringt.

Seit den ersten Zeiten des Christentums sind Frauen als eine fügsame und bescheidene Gattung betrachtet worden, die weitaus zahlreicher als Männer die Kirche besucht, und von der man erwarten kann, daß sie die Bräuche, die sie vom Klerus gelehrt werden, akzeptiert. Daß Frauen selbständige «Konventikel» bilden (verschieden von Orden), ist in der Geschichte der Kirche und selbst bei sektiererischen Gruppen unbekannt.

Welchen Protest auch immer Frauen gegen die männliche Vorherrschaft in früheren Zeiten christlicher Geschichte empfunden haben – diese Kritik ist in umfassendere Protestbewegungen eingeschlossen gewesen. Ein Beispiel sind die Quäker in der englischen Reformation des 17. Jahrhunderts, wo Frauenführerinnen wie Margaret Fell für die Gleichberechtigung von Frauen und Männern in Lehrberuf und Kirchenleitung eintraten.

Polytheistische Religionen haben zeitweise spezielle Kulte oder Riten gehabt, die nur Frauen betrafen, aber dies geschah innerhalb einer umfassenderen wechselseitigen Ergänzung von männlichen und weiblichen Ausdrücken einer ethnischen und kulturellen Gemeinschaft. Folglich ist es beispiellos, daß Frauen frauenzentrierte Protestversammlungen für Gottesdienst, theologische Reflexion und geistliches Amt veranstalten.

Es ist derzeit nicht möglich zu sagen, ob sich diese Bewegung als eine Organisation etablieren wird, oder ob die, die sich an solchen Gruppen beteiligen, zahlenmäßig genügend wachsen werden, um auf die bestehenden religiösen Kulturen spürbar einzuwirken, wenn auch nur durch die bedeutsame Entziehung weiblicher Mitwirkung in normalen Kirchen. Möglich, daß sich die Bewegung auflösen wird oder ihre kreative Arbeit von etablierten, historischen Kirchen aufgesogen wird. Aber was immer ihre Zukunft sein wird – feministische liturgische Versammlungen haben im letzten Jahrzehnt genügend zugenommen, besonders in den Vereinigten Staaten, aber auch in Westeuropa, um zumindest beachtenswert zu sein.

Feministische liturgische Gemeinschaften präsentieren die zunehmende Abwendung femi-